

bittre Tod, – schimmlich, rostig, prosaisch wie eine Pferde-Bürste, – verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Literatur, – mir ist zuweilen als wandle ich zwischen trocknen Bohnen-Hülsen, und höre Nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her. Von dem Eindruck, den dagegen die Alpenlandschaft bei ihren vielen Ausflügen auf sie machte, zeugen zahlreiche während dieses Aufenthalts entstandene Gedichte.

Als sich die Droste sechs Jahre später erneut auf die Reise an den Bodensee machte, ging es nach Meersburg, wo Schwester und Schwager das hoch über dem See gelegene Alte Schloß erworben hatten. Mittlerweile war Annette zu literarischem Ruhm gekommen. Von dem Honorar für ihr zweites Buch konnte sie das Fürstenhäusle, ehemals ein fürstbischöfliches Lustschloß, ersteigern und machte es zu ihrem Refugium. *O, Sie sollen sehn, ich mache ein kleines Paradies aus dem Nestchen!* schrieb sie ihrer Freundin begeistert. Gemeinsam mit dem jungen Levin Schücking, der bei Laßberg als Bibliothekar arbeitete, erkundete sie in vielen Spaziergängen *die himmlische Gegend, die gesunde Luft, das romanhaft alte Schloß, und Musick an allen Ecken*, genoß eine kurze Zeit privaten Glücks. Noch 1835 hatte die «Stockmünsterländerin» *den münsterischen Mond gelber als den schweizer gefunden*, nun beschrieb sie den Bodensee *als die zweite Hälfte meiner Heimat*.

Mehr als viereinhalb Jahre ihres Lebens, ihre literarisch produktivste Zeit verbrachte Annette von Droste-Hülshoff am Bodensee. Sie starb am 24. Mai 1848 in Meersburg und liegt dort auf dem Friedhof begraben.

In acht Kapiteln folgt Irene Ferchl den Stationen dieser Jahre, schildert Ausflüge, Besuche und Begegnungen der Droste, läßt vor allem die Dichterin selbst zu Worte kommen, zitiert neben ihren Gedichten ihre oft mit überraschend spitzer Feder geschriebenen Briefe und fügt historische Erläuterungen zu den literarischen Orten nur dort an, wo sie als Lese- und Sehhilfe dienen, verschwindet als Autorin aber dennoch nicht im scheinbar Neutralen, Unbestimmten, sondern läßt ihre Vorlieben wie ihre Abneigung anklingen, entdeckt die «große deutsche Dichterin» für die Gegenwart neu. So ist der Band ein vorbildlicher literarischer Reiseführer geworden, der gleichermaßen durch die Orte wie durch das Werk der Annette von Droste-Hülshoff führt, Lese-Anstöße gibt und Lese-Erlebnisse ermöglicht.

Benigna Schönhagen

HANNA KEYLER: Eine Schwäbin in Hohenlohe. Verlag Robert Baier Crailsheim 1998. 91 Seiten mit 44 Abbildungen. Kartoniert DM 34,- ISBN 3-929233-10-X

Rasch vollzieht sich die Verstädterung großer Teile Baden-Württembergs. Was man heute als «ländlichen Raum» bezeichnet, ist in Wirklichkeit sehr oft eine Vorstadtlandschaft. Wer noch eine ländlich-bäuerlich bestimmte Gegend kennenlernen will, dem sind nur wenige Gebiete so vorbehaltlos zu empfehlen wie die östliche Hohenloher Ebene.

Dorthin, in den Weiler Emmertsbühl zwischen Blaufelden und Wiesenbach, zog es die Stuttgarterin Hanna Keyler. Hatte sie in der Jugend von einem Dasein als Rittergutsbesitzerin geträumt, so gleicht ihr arbeitsreiches Leben in dem alten Bauernhaus, das sie erworben hat, freilich eher dem einer Magd, wie sie launig schreibt. Aber sie genießt trotzdem das Leben fern der Großstadt, von dem ihre flüssig geschriebene, angenehm zu lesende Schilderung ein farbiges Bild liefert. Hintergrund ist die Hohenloher Landschaft: *Es geht sehr irdisch zu in Emmertsbühl. Aber darüber wölbt sich ein weiter Himmel. Der Blick kann ungehindert umherschweifen und sich an Wolkenspielen und Himmelsbläue erfreuen. Und weil bei uns die Nächte dunkel sind, gibt es immer wieder einen strahlenden Sternenhimmel, der höchstens vom Vollmond und nicht vom Neonlicht überstrahlt wird.* Zum Erlebnis wird der Schwäbin nicht zuletzt der «fremdartige», dort so unverfälscht wie kaum noch anderswo gesprochene hohenlohisch-fränkische Dialekt, von dem Kostproben wiedergegeben werden.

Zu Bauernhöfen gehören Katzen. Ihnen gilt die besondere Liebe der Autorin. Einfühlsam berichtet sie in den Schlußkapiteln über ihre Hausgenossen, deren individuellen Charakter und oft trauriges Schicksal. Ich wünsche dem ansprechend bebilderten, schmucken Büchlein viele Leser und damit dem «Hohenlohischen» neue Freunde.

Hans Mattern

JÜRGEN HAGEL: So soll es seyn. Königliche Randbemerkungen und Befehle zur Stadtgestaltung in Stuttgart und Cannstatt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 70). Klett-Cotta Verlag Stuttgart 1996. 424 Seiten mit 80 Abbildungen. Pappband DM 45,- ISBN 3-608-91830-2

Einen recht ungewöhnlichen Ausgangspunkt nimmt Jürgen Hagel, langjähriger Akademischer Direktor am Geographischen Institut der Universität Stuttgart, bei seiner Untersuchung der Stadtgestaltung und Stadtplanung unter den Königen Friedrich und Wilhelm I.: die königlichen Randbemerkungen auf den Bauanträgen zwischen 1800 und 1845, mit anderen Worten die Willensäußerung der Herrscher zu Fragen der Gestaltung und Planung in Stuttgart.

Es ist höchst überraschend, in welchem Maße sich die beiden Herrscher um das Bauwesen ihrer Residenz kümmerten. Offenbar ließen sie sich beide *alle* Bauanträge in Stuttgart in Form von «Anbringen an den König» vorlegen, jeweils versehen mit einer Einschätzung der zuständigen Behörde(n). Die ohne Bemerkung und Änderung genehmigten Anträge konnten dabei unberücksichtigt werden, doch bei einer großen Zahl von Baugesuchen – nicht nur bei Streitfällen oder Rekursen von Bauwilligen gegen Entscheidungen der Behörden – bildeten sich die Herrscher ein eigenes, nicht selten von der Meinung ihrer Behörden abweichendes Urteil, das oft sachlich begrün-

det als Randbemerkung auf den «Anbringen» erscheint. Die Entscheidung war dann endgültig, der König letzte Instanz; sein persönlicher Wille und Geschmack wurde zur Richtschnur der Planung und Gestaltung.

Obgleich von den in den Akten erscheinenden Gebäuden kaum mehr eine Spur vorhanden ist – bereits in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts fielen nicht wenige Gebäude der Spitzhacke zum Opfer, die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs «bereinigten» zusammen mit den Abrissen in der Zeit des Wirtschaftswunders den Rest –, ist es interessant zu verfolgen, wie das Gesicht auch «unseres», des modernen Stuttgarts direkt auf die Einflußnahme der Herrscher in jenen Jahren zurückgeht. Wenn es sich um Baulinien handelte, um Straßenführungen und Stadterweiterungen – Jürgen Hagel faßt sie unter dem «Prinzip der Geradlinigkeit und Rechtwinkligkeit» zusammen –, wenn es sich um Grundstückseinteilungen, Frontlänge und Höhe von Gebäuden drehte, um Grünflächen und Alleen, um Eisenbahnbau und Bahnhöfe oder ganz einfach um die Breite einer Straße, so scheinen auch im gegenwärtigen, so sehr veränderten Stuttgarter Stadtbild die Entscheidungen der Herrscher noch durch. Selbstverständlich kann es der Autor nicht dabei belassen, die königlichen Randbemerkungen einfach nur zu sammeln und auszuwerten, vielmehr sind diese eingebunden in die Darstellung der geltenden Vorschriften und sozialer und wirtschaftlicher Umstände und Notwendigkeiten, insbesondere aber auch in ein «historisches Rahmenwerk», das die Abfolge der Planungen zu einem Gebäude, einer Straße oder einer Stadterweiterung u.a.m. birgt. Dabei versäumt der Autor nicht, die Objekte zu beschreiben und oft im Plan oder im Bild dem Leser vor Augen zu führen. Den Wandel in der Fassadengestaltung oder in der Baukunst und Bautechnik zu verfolgen, ist hingegen nicht das Ziel der Arbeit, ebensowenig die Erfassung von Details einzelner Bauten.

Jürgen Hagel gliedert seine Darstellung klar, setzt ein mit der Schilderung der gesetzlichen Grundlagen, schildert hernach die «Anfänge der Stadtplanung in Stuttgart um 1800» (Was ist mit den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vorstädten, fragt der Rezensent?), widmet sich dann zunächst den neuen großen, stadtbildprägenden, meist öffentlichen und herrschaftlichen Bauten, dem Abriß der so häßlich empfundenen alten Türme und Mauern, gefolgt von der Beschreibung gewisser, sich aus den Randbemerkungen ergebender städtebaulicher Prinzipien. Die Stichworte «Feuerschutz als stadtbildprägender Faktor», «Hinterhäuser», «Wohnhäuser außerhalb der Stadt», «Stadtstruktur im Wandel», «Verkehr und Verkehrssicherheit», «Eisenbahn und Bahnhöfe», «Ver- und Entsorgung», «Bürgerbegehren», «Nachbarbeschwerden» stellen nicht mehr als eine Auswahl der Themen dar.

Das eingehende Studium der Archivalien, das sich in einer detail- und zitierfreudigen Darstellung niederschlägt, bringt es mit sich, daß das auf den ersten Blick trockene wissenschaftliche Unterfangen eine Unzahl höchst interessanter sozial- und alltagsgeschichtlicher Informationen birgt, wenn Jürgen Hagel etwa über Maßnahmen zur «Vermeidung von Umweltbelastungen» – so der Duktus

des späten 20. Jahrhunderts, um 1810/20 hieß es noch blumenreicher «öffentliche Unlust verhüten» – berichtet, etwa des Ausgießens der Kloake auf die Straße oder über den nicht minder stinkenden Nesenbach, über Restriktionen für die Gerber oder den Gestank, der aus den Werkstätten der Lackierer aufstieg. Die Lebens- und Wohnbedingungen der unter unvorstellbaren Bedingungen hausenden Weingärtner finden ebenso Erwähnung wie die Wohn- und Repräsentationsbedürfnisse der oberen Schichten, der reichen Handwerker und Kaufleute, der hohen Beamten und des Adels. Und auch der vor allem an der politischen Stadtgeschichte interessierte Leser kann fündig werden: Etwa wenn Jürgen Hagel – freilich ohne den ideologisch-politischen Kampf zwischen dem liberalen Bürgertum und der Monarchie zu thematisieren – die Maßregelung des Stuttgarter Stadtrats durch den König um 1840 berührt oder schildert, wie in den 1830er und 1840er Jahren den Stadträten Christian Friedrich Murschel und Friedrich Sick gewisse Abweichungen von baulichen Vorschriften eben nicht gestattet werden, obgleich es dafür durchaus Argumente gegeben hätte.

Eine lokalgeschichtliche Schatztruhe also, die es lohnend macht, sie vom ersten bis zum letzten Satz zu lesen. Sollte nach der Lektüre der Leser dann von der Fülle der Informationen überrollt worden sein, so wird er mit Hilfe eines außergewöhnlich detaillierten sowohl Namens- wie Sachregisters (einschließlich einer detaillierten Auflistung der Quellen) jederzeit wieder auf die dargestellten Daten und Fakten erneut Rückgriff haben. Die Arbeit bereichert die Stuttgarter Stadtgeschichte ohne Zweifel; ein Glück, daß trotz aller Mittelkürzungen und stiefmütterlicher Behandlung des Stadtarchivs durch die Stadtverwaltung dessen Publikationsreihe in unvermindertem Umfang erscheinen kann.

Raimund Waibel

GILBERT LUPFER: **Architektur der fünfziger Jahre in Stuttgart.** (Stuttgarter Studien, Band 10). Silberburg-Verlag Tübingen 1997. 462 Seiten mit 173 Abbildungen. Kartoniert DM 49,- ISBN 3-87407-249-5

Wer die Bauten des Wiederaufbaus in Stuttgart kennt und vor einem inneren Auge Revue passieren läßt, wird sich zunächst ohne Zweifel fragen, ob der zu Beton und Stein geronnene Zeitgeist des Wiederaufbaus eine so umfangreiche kunst(!)-historische Bearbeitung rechtfertigt, wie sie der in Stuttgart geborene und aufgewachsene Autor als Dissertation vorlegt. Ein erstes rasches Durchblättern scheint vorhandene Vorurteile zu bestätigen: Abgesehen von einzelnen gefälligen Beispielen, wie etwa das bezeichnenderweise auch auf dem Titelblatt erscheinende «LOBA-Haus» Ecke Blumen- und Charlottenstraße, drängt sich der Eindruck auf, daß beim Wiederaufbau in Stuttgart nicht nur das Mittelmaß, sondern schlicht Banales vorherrschte. Prägnante und richtungsweisende Bauten fehlen fast weitgehend, vieles erscheint eher zufällig oder wenigstens ohne höhere Ansprüche entstanden zu sein.